



**BISTUM AUGSBURG**  
BISCHÖFLICHE FINANZKAMMER

## **Heilig Geist Günzburg**

**Eine neue Kirche für einen „neuen Stil im Leben unserer  
katholischen Gemeinden“**



# Inhaltsverzeichnis

---

Heilig Geist – Eine neue Kirche für einen „neuen Stil im Leben unserer katholischen Gemeinden“	3
Voraussetzungen und Grundlagen	4
<i>Wirtschaftswunder und Bevölkerungswachstum</i>	4
<i>Liturgiereform</i>	4
<i>Architektur und Kunst</i>	6
Heilig Geist in Günzburg	8
<i>Der Wettbewerb 1968/1969</i>	8
<i>Die Bauausführung (1970–1973)</i>	11
<i>Sparzwänge, Selbstverständnis und das Konzept der Mehrzweckkirche</i>	14
<i>Die Bedeutung der bildenden Kunst</i>	16
Literatur und Abbildungen	20
Impressum	21

Die folgenden Ausführungen basieren auf einem Vortrag, der im Oktober 2023 in der Pfarrkirche Heilig Geist gehalten wurde. Mit einer engagierten Festwoche und zahlreichen Veranstaltungen feierte die Günzburger Heilig Geist Gemeinde ihr 50-jähriges Jubiläum.

## Heilig Geist – Eine neue Kirche für einen „neuen Stil im Leben unserer katholischen Gemeinden“

Mit dem Bau der neuen Pfarrkirche Hl. Geist (1969–1973) hat die Günzburger Pfarrei etwas Besonders gewagt und sich für einen sichtbaren Aufbruch in eine neue Zeit entschieden, und das in einer Stadt, deren Blütezeit im 18. Jahrhundert sich noch immer eindrucksvoll in den barocken Bürger- und Kirchenbauten spiegelt. 1991 schrieben die beiden Heimatforscher Franz Reißnauer und Heribert Schretzenmayer in ihrem Buch über „Günzburg im Schwäbischen Barockwinkel“: „Man glaubt, Bauten von der Art der Kirche [also Heilig Geist, d. Verf.] schon in Nordafrika (...) gesehen zu haben“. Abgesehen davon, dass die Projektion der modernen Architektur auf die kubischen weißen Häuser im vorderen Orient ein Topos ist, mit dem schon in den 1920er Jahren die völkische Architekturkritik gearbeitet hatte, um undeutsche Bauweisen zu brandmarken, verrät diese Assoziation ganz allgemein ein Unbehagen beim Anblick des vermeintlich baulichen Fremdkörpers.



„Parkhaus Gottes“  
Heilige Familie, Bobingen (1964–1968),  
Arch. Robert Gerum und Karl Rubner, Augsburg



„Christliches Kieswerk“  
Zur Göttlichen Vorsehung, Königsbrunn (1966–  
1971), Arch. Justus Dahinden, Zürich

„Parkhaus Gottes“, „Seilbahn Gottes“, „christliches Kieswerk“ oder auch nur „Kläranlage“ waren nicht immer freundlich-ironisch gemeinte Bezeichnungen, die man den modernen Kirchen aus den 1960er und 70er Jahren gab, und die Wirkung der reinen Konstruktion und Materialverwendung kann tatsächlich bis heute emotionale Ratlosigkeit und Widerstand erzeugen. Denn traditionellerweise besitzt eine Kirche einen Chorraum, ein Kirchenschiff mit Satteldach und einen weithin sichtbaren Turm – und diese unmissverständlichen Architekturzeichen prägen bis heute unsere Vorstellung von einer Kirche. Ganz anders präsentiert sich Heilig Geist, wobei Assoziationen zu Turn- oder Schwimmhallen nicht wirklich von der Hand zu weisen sind.

Der Bau einer Kirche ist eine große theologische, liturgische, technische, künstlerische, finanzielle und pfarrgemeindliche Herausforderung, die nur in enger Zusammenarbeit

aller Akteure – dem Diözesanbauamt, den beauftragten Architekten und Künstlern sowie der örtlichen Pfarrgemeinde – gemeistert werden kann. Dabei bleibt die gebaute Kirche immer auch ein Produkt lokaler Gegebenheiten: Das heißt, was man in der einen Gemeinde realisieren konnte, muss für eine andere nicht geeignet oder von ihr gewollt sein. Der Kirchenbau einer bestimmten Zeit gibt deshalb auch immer Auskunft über das Selbstverständnis der Kirche in dieser Zeit.

Welche waren nun aber die Entwicklungen und Voraussetzungen, die die Heilig Geist-Kirche auf diese besondere Weise formten?

## Voraussetzungen und Grundlagen

### *Wirtschaftswunder und Bevölkerungswachstum*

Wo gebaut wird, steht auch die notwendige Finanzkraft im Hintergrund. In den Jahren des Wirtschaftswunders, vor allem ab 1955, dem wachstumsstärksten Jahr in der Geschichte der Bundesrepublik, wurden in der Diözese Augsburg mehr Kirchen gebaut als in jedem anderen Vergleichszeitraum des 20. Jahrhunderts. Seit 1960 entstanden im Bistumsgebiet 84 Kirchen als Neubauten und 66 weitere als Erweiterungen bestehender Sakralbauten. Die meisten Bauvorhaben wurden in der Zeitspanne bis 1975 realisiert, was bis dahin einen Schnitt von annähernd sechs Kirchen pro Jahr bedeutet. Zu diesem immensen Bauvolumen kommen noch die Pfarrhäuser, Pfarrheime und Kindergärten hinzu sowie, nicht zu vergessen, die Restaurierungsarbeiten am historischen Baubestand.

In den prosperierenden Friedensjahren nach dem Zweiten Weltkrieg verlief die Bevölkerungsentwicklung durch die hohe Geburtenzahl positiv. Zudem stieg die Einwohnerzahl auch durch die hohe Zuwanderung von Vertriebenen enorm. Sämtliche Gemeinden vergrößerten sich nach 1945, teils verdoppelten sich ländliche Ortschaften, Kleinstädte wurden zu Mittelstädten, Mittelzentren zu Großstädten. Günzburg zählte im Jahr 1950 gut 10.000 Einwohner, zwanzig Jahre später knapp 17.000. So war nach dem Krieg der Wohnungsbau die größte Aufgabe, und die zahlreichen kirchlichen Bauprojekte waren dabei Teil eines gewaltigen Infrastrukturbedarfs.

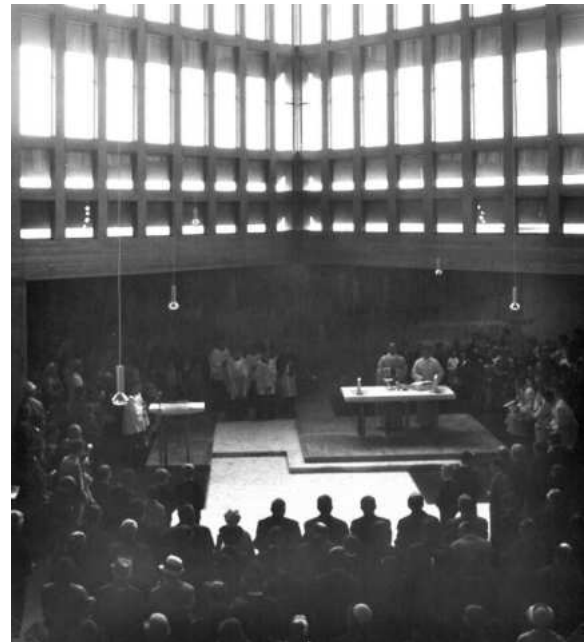
### *Liturgiereform*

Das Ringen um einen zeitgemäßen Ausdruck des christlichen Kults und seiner Bauten nahm seinen Anfang in den liturgischen Bewegungen des späten 19. Jahrhunderts. Ein Kern dieses Neuaufbruchs war, dass nicht mehr die bleibende Gegenwart Gottes in der Eucharistie und außerhalb der Messe, also die Anbetung, im Zentrum der Glaubenspraxis stand, sondern die Feier des Messopfers selbst.

Die liturgische Bewegung war noch in der Zwischenkriegszeit auf einen kleinen intellektuellen Kreis von Theologen und Architekten begrenzt geblieben. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entfalteten diese Reformbestrebungen eine breite und damit auch architektonische Wirkung. Das Vatikanische Konzil, das von 1962 bis 1965 in mehreren Sitzungsperioden über die, vereinfacht gesagte, Öffnung der Kirche zur modernen Welt tagte, markiert dabei nicht den Auslöser und Ausgangspunkt liturgischer und architektonischer Erneuerungen, sondern war vielmehr eine Bestätigung von Positionen, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihren Anfang genommen hatten und inzwischen vielerorts gelebte Praxis waren.



Gottesdienst nach dem Alten Ritus,  
St. Ulrich in Söcking, 1958



Gottesdienst nach der Liturgiereform,  
Maria, Königin des Friedens in Gersthofen, 1968

Von zentraler Bedeutung für die Liturgiereform war der Begriff der tätigen Teilnahme der Gläubigen. Das bedeutet: Nicht mehr nur der Klerus ist zu kultischem Handeln befähigt, sondern alle Gläubigen zusammen; der Gottesdienstbesucher ist nicht mehr nur der stumme Zuschauer, sondern wird selbst aktiv. Die Gläubigen versammeln sich nicht mehr in räumlicher Distanz vor dem Altar, sondern im Idealfall um ihn herum. Der Priester feiert die Messe nicht mehr ad orientem, zum Hochaltar gewandt, also mit dem Rücken zum Volk, sondern versus populum, zu den Gläubigen hin.

Dazu gehörte auch, dass der Wortgottesdienst aufgewertet wurde und nicht mehr auf Latein, sondern in der Volkssprache abgehalten wird. Auch die Schriftlesung erfolgt in Richtung der Gemeinde und zwar am Ambo, der heute zur Standardausstattung jeder Kirche zählt. Der passende Ort für die Predigt ist nicht mehr von oben herab die hoch über den Köpfen der Gläubigen errichtete Kanzel, sondern ebenfalls der Ambo. Der Gottesdienst wird nicht mehr als Vollzug der Gottesanbetung verstanden, sondern als ein Geschehen, in dem Gott in einem dialogischen Verhältnis zu den Menschen spricht.

Alle diese Neuerungen, die letztlich auch mit den gesellschaftlichen Umwälzungen und dem Abbau von Hierarchien zusammenhingen, erforderten eine völlig neue Organisation des Kirchenraums. Die herkömmliche Kirche war eine Wegekirche, mit dem Hochaltar an der Stirnwand als Zielpunkt des Inneren, und einer Orgel- und Sängerempore im Westen. Der neue liturgische Raum rückt den Altar in den Raum hinein, die Kommuniongitter fallen weg, der Tabernakel erhält durch die Feier der hl. Messe versus populum seinen Platz auf einer Stele oder gar in einer eigenen Sakramentskapelle. Orgel und Kirchenchor werden als Teil der Gemeinde verstanden und folgerichtig immer häufiger auf der gleichen Ebene platziert, weswegen auf die Empore verzichtet werden kann. Da das Sakrament der Taufe höhere Wertschätzung erfuhr, wird nun auch ein würdiger Taufort oder gar eine eigene Taufkapelle gefordert.

Die Aufbruchsstimmung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil war enorm. Schnell wurden die Kirchen an die „celebratio versus populum“ angepasst. In den meisten Fällen betraf die Neuordnung der räumlichen Liturgiegestaltung den historischen Baubestand. Und leider bedeutete dies nicht selten eine gestalterisch und denkmalpflegerisch rücksichtslose Purifizierung der Räume, die viel vom historischen Erbe zerstört hat. Viel zu häufig räumte man die Kirchen schlichtweg aus, reduzierte die Jahrhunderte alte historische Ausstattung oder entsorgte sie gleich komplett.

Es waren also diese neuen liturgischen Anforderungen, die mit dem Ritus auch die Bauten änderten, in denen der Gottesdienst gefeiert wird.

### *Architektur und Kunst*

Seit dem frühen 20. Jahrhundert befand sich die Avantgarde des Kirchenbaus in den Bistümern Köln, Aachen und Essen sowie in den von diesen beeinflussten Gebieten. Aber auch in der Diözese Augsburg entstanden solide und geschmackvolle Lösungen von hoher baulicher und künstlerischer Qualität, die sich den neuen Tendenzen nicht grundsätzlich verschlossen. Es wirkten hier Architekten, die mit ihren Leistungen im Kirchenbau zu anerkannter überregionaler, teils sogar internationaler Wahrnehmung gelangten, allen voran der aus Jettingen stammende Dominikus Böhm (1880–1955), der 1926 den Ruf an die Kölner Werkschule erhielt, daneben Michael Kurz (1856–1957) und nicht zuletzt Thomas Wechs (1893–1970), der von großem Einfluss auf den Kirchenbau im Bistum war – sei es in der Verwendung moderner Baumaterialien oder in der liturgischen Ordnung des Raums. Bischof Freundorfer (1949–1963), der Wechs schätzte und förderte, war kurz vor seiner Amtsübernahme noch Kunstreferent auf der Fuldaer Bischofskonferenz gewesen und lehnte, obgleich er immer den konventionellen Längsbau mit Turm bevorzugte, allzu traditionsgebundene Kunstvorschriften ab. Diese Haltung ließ den Architekten den nötigen Freiraum, Neues zu entwickeln.

Beton, ein aus der Industriearchitektur stammender Baustoff, den die katholische Kirche noch 1932 als eines Gotteshauses unwürdig abgelehnt hatte, hielt auch im Augsburger



Bistumsgebiet zunehmend in unkaschierter, sichtbarer Form Einzug in den Kirchenbau. Den Altar rückte man immer öfter von der Wand ab und in den Raum hinein, auch als die Zelebration noch gegen Osten erfolgte. Und es war ebenfalls Thomas Wechs, der in Lindau erstmals das Kirchenschiff wie ein Tortenstück weitete und in der Kurvatur des Gestühls die Gottesdienstbesucher auch im Alten Ritus um den Altar zu versammelte.



St. Don Bosco, Augsburg (Kirche 1960–1962),  
Arch. Thomas Wechs, Augsburg

Mariä Himmelfahrt, Memmingen (1954–1956),  
Arch. Thomas Wechs, Augsburg

Vor allem mit dem Paukenschlag der Kirche St. Don Bosco breiteten sich im Bistumsgebiet freiere Formen aus – auch deshalb, weil unter Bischof Stimpfle, Freundorfers Amtsnachfolger ab 1963, der Kirchenbau im Bistum Augsburg einen enormen Innovationsschub erhielt. Stimpfle war im Herbst 1963 einer der Konzilsväter des Zweiten Vatikanums gewesen, also genau in dem Zeitraum, in dem die Konstitution über die heilige Liturgie erarbeitet worden war.

Nun bevorzugte man zunehmend zentrale Raumfiguren, die geeignet waren, den freistehenden Altar, eine freistehende Tabernakelstele und um den Altar gruppierte Stühle aufzunehmen. Und dabei ermöglichte der Baustoff Beton durch seine Materialeigenschaften weitgespannte stützenlose Räume, die für eine hohe Anzahl von Sitzplätzen erforderlich waren. Beton auf der einen Seite, komplizierte Faltdachkonstruktionen auf der anderen, und die ebenfalls aus der Industriearchitektur stammenden Materialien Stahl, Glas und Kunststoff führten zu völlig neuen konstruktiven und plastischen Raumformen, und damit zu einer bislang unbekanntem Formenvielfalt in der architektonischen Gestaltung. Dabei waren seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und dann verstärkt in den 1960er Jahren die bildenden Künste als Gestaltungsfaktoren im Kirchenraum zurückgedrängt worden. Der Festraum mit der Imaginierung des Göttlichen war der Schlichtheit und Einfachheit gewichen, figürliche

Darstellungsformen häufig zugunsten der Abstraktion verdrängt. An Bedeutung gewann hingegen die plastische, bildhauerische Durchformung architektonischer Elemente: der Altäre, Ambonen, Tabernakel, Sakramentshäuschen, der Tauforte und ganzer Wandabschnitte oder Deckenflächen.

Entscheidend für das neue kirchliche Selbstverständnis war die Vorstellung von der lebendigen Gemeinde als Zelle der Kirche. So wurde die Bauaufgabe Kirche zunehmend zu einem Bauabschnitt innerhalb der Bauaufgabe Pfarrzentrum. Fast alle neuen Kirchen waren – seit Wechs mit St. Don Bosco den Anfang gemacht hatte – deshalb als Gemeindezentren geplant, die neben den seelsorgerischen auch vielfältige kulturelle, karitative und soziale Aufgaben zu erfüllen hatten. Deshalb mussten Räume für sämtliche Bereiche des Gemeindelebens und mitmenschliche Begegnungen geschaffen werden, für Bildungsangebote, Kinder-, Jugend- und Seniorenarbeit, für sinnvolle Freizeitgestaltung und informelle Kommunikation. Dabei kam den neuen Pfarrzentren städtebaulich die nicht unbedeutende Funktion der Zentrumsbildung zu, die innerhalb der undifferenzierten, oftmals eintönigen neuen Wohngebiete infrastrukturell und ästhetisch öffentlichen Raum schufen.



St. Don Bosco, Augsburg (Gesamtanlage bis 1966),  
Arch. Thomas Wechs, Augsburg



Zu den Heiligen Engeln, Landsberg (1964–1967),  
Arch. Josef Wiedemann, München

## Heilig Geist in Günzburg

### *Der Wettbewerb 1968/1969*

Damit wären wir nun wieder bei Heilig Geist in Günzburg angelangt, wo ab 1966 eine zweite Pfarrgemeinde aufgebaut wurde. Der Bauplatz für die neue Pfarrkirche liegt in einem Siedlungsgebiet südlich der historischen Stadt. Hier nahm in unmittelbarer Nachbarschaft die neue Volksschule Maria Theresia 1962 ihren Betrieb auf und ab 1967 wurde dann das Dossenberger Gymnasium errichtet.

Für den Bau des neuen Stadtpfarrzentrums schrieb die Diözese Augsburg im Jahr 1968, wie es für Kirchenbauprojekte seit etwa 10 Jahren üblich war, einen beschränkten Ideenwettbewerb aus. Eingeladen waren die Günzburger Architekten Walter Anders und



Hans Eckert, der Münchner Ludwig Spaenle, später Architekt der Verklärung Christi Kirche in München-Ramersdorf (1970–1972), die Bürogemeinschaft Heilmeyer & Zuth aus Augsburg und Hermann Öttl aus Gersthofen. Nur einer der geladenen Architekten war zu diesem Zeitpunkt bereits als Kirchenbaumeister der Moderne etabliert, nämlich Öttl, dessen Entwurf aus den fünf Einsendungen dann auch für die Realisierung ausgewählt wurde.

Hermann Öttl (1928–1999) hatte bald nach seinem Studium an der TH München erste berufliche Erfahrungen im Büro von Thomas Wechs sammeln können, desjenigen Architekten, der die bauliche Entwicklung im Bistum geprägt hat, wie kaum ein anderer. Öttl war als Wechs' Mitarbeiter zwischen 1954 und 1965 in beinahe sämtliche Planungs- und Bauaufgaben einbezogen, wobei dem Kirchenbau eine zentrale Rolle zukam.



Maria, Königin des Friedens, Gersthofen  
(1964–1968),  
Arch. Hermann Öttl, Gersthofen



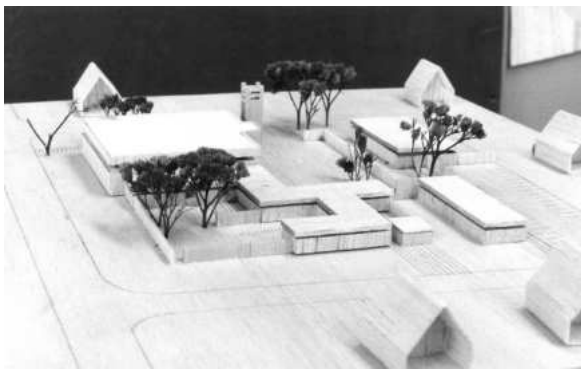
Der Entwurf für eine neue Pfarrkirche in Gersthofen war Öttls erste eigenständige Auseinandersetzung mit der Bauaufgabe Kirche, die ihm den Schritt in die Selbständigkeit ermöglichte. Denn prompt konnte er damals, 1964, den Wettbewerb für sich entscheiden. Maria, Königin des Friedens (Weihe 6.10.1968) war ein mutiger, auffällig geometrischer Baukörper mit materialsichtigen und schalungsrauen Betonflächen im Innenraum sowie mit einer ebenso mutigen Wandmalerei von Reinhold Gröbl, die sich auf einer riesigen Fläche auf rauem, stellenweise nahezu plastisch geformten Untergrund entwickelt.

Wenn man also im Jahr 1968 Hermann Öttl zum Wettbewerb für die neue Kirche in Günzburg einlud, wusste man, dass man von ihm kein konventionelles Ergebnis erwarten konnte, und allen voran waren es nicht zuletzt die Verantwortlichen vor Ort, die abgeschlossen diesen neuen Weg beschreiten wollten.

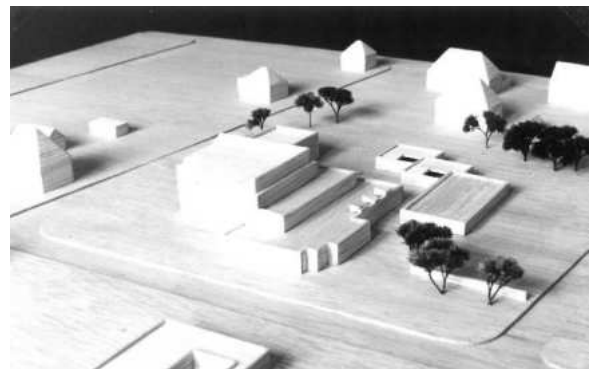
Das Bauprogramm für Heilig Geist sah neben der eigentlichen Kirche mit separater Sakramentskapelle, Sakristei und Glockenträger auch Räume für das gemeindliche Leben vor, also Foyer, Garderobe, Bibliothek, Teeküche und Gruppenräume, sowie ein Pfarrhaus. In einem zweiten Bauabschnitt wurde der Kindergarten realisiert; das geplante Wohnhaus für die Pfarrangestellten verblieb hingegen im Projektstadium.

Die künstlerische Herausforderung bestand nun darin, neben der konkreten Raumplanung und der Zuordnung der Gebäudeteile zueinander auch die städtebauliche Gesamtsituation zu klären, d.h. den Neubau mit dem benachbarten Schulzentrum und der Wohnbebauung in Einklang zu bringen und gleichzeitig den Charakter eines Kirchenbaukörpers zu wahren.

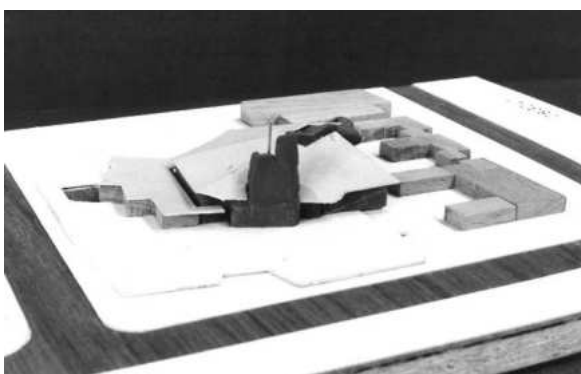
Das Preisgericht, das über die eingegangenen Entwürfe urteilte, setzte sich aus Fachgutachtern zusammen – aus je einem Vertreter der Bauämter der Regierung von Schwaben (Bauberrat Walter Wörle), der Stadt Günzburg (Stadtbaurat Herbert Schinkmann) und der Diözese (Diözesanbaurat Valentin Müller), allen Behörden, die in den Genehmigungsprozess involviert waren – und aus zwei freien Architekten, den im Bistum anerkannten und gemäßigt modernen Kirchenbaumeistern Willy Hornung und Karl Sendlinger. Die Sachbegutachter waren Repräsentanten der Stadt Günzburg und der Pfarrei: zweiter Bürgermeister Dr. Paul Ermer, Pfarrer Michael Mayr, Kirchenpfleger Josef Hubensteiner und zwei Mitglieder der Kirchenverwaltung (Max Niggel, Anton Strobel).



Projekt Heilmeier & Zuth, Augsburg  
Keine Öffnung zum Schulbereich



Projekt Ludwig Spaenle, München  
Keine Öffnung zum Schulbereich



Projekt Walter Anders, Günzburg  
Baukörper zu plastisch



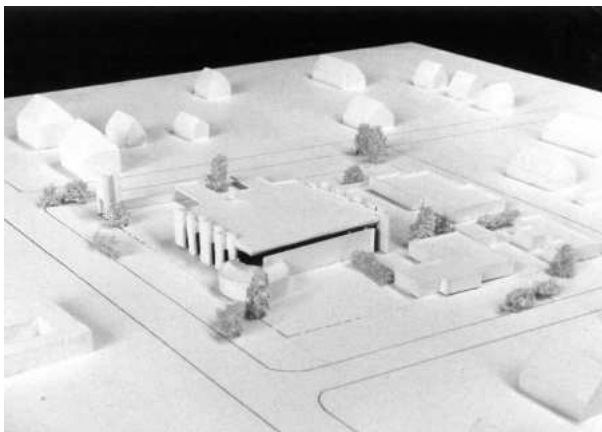
Projekt Hans Eckert, Günzburg  
Baukörper zu plastisch und zu teuer

Das Sitzungsprotokoll bildet die Bewertungskriterien der Jury ab. Deutliche Abweichung von der bestehenden Bebauungsstruktur in Form einer auffälligen Plastizität der Baukörper durch polygonale Grundrissfiguren oder geneigte Dachflächen hatte das Preis-

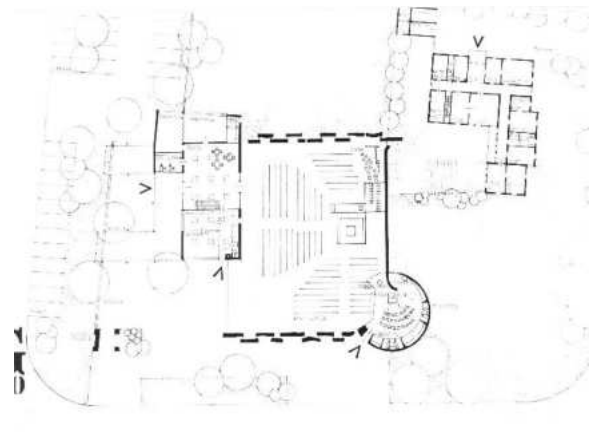
gericht abgelehnt. Von zentraler Bedeutung war ferner die Öffnung der baulichen Anlage zum Schulbereich.

Zur Ausführung empfahl die Jury den Entwurf Hermann Ötts, dessen städtebauliche Situierung ebenso gelobt wurde, wie die ruhigen und klaren Baumassen, die sowohl untereinander als auch zur Umgebung in einem abgewogenen Verhältnis stünden.

Planungsgrundlage für die Architekten waren das Raumprogramm und die Erläuterungen „zur geistigen Haltung des Kirchenraums“, die damals grundsätzlich den Wettbewerbsunterlagen beilagen. Diese forderten nichts weniger als ein Pfarrzentrum für den „neuen Stil im Leben unserer katholischen Gemeinden“ und definierten die liturgischen Eckpfeiler, also die Stellung des Altars als geistige Mitte, eine separate Sakramentskapelle zur Aufbewahrung des Allerheiligsten, einen würdigen Taufort und den Platz für Chor und Orgel. Eine weitere Weisung des Bauprogramms war die „einfache und gediegene Gestaltung, die dem Geist der Kirche in unserer Zeit entspricht“. Aufwendige Konstruktionen waren zu vermeiden, stattdessen sollten kostensparende Fertigteile zur Anwendung kommen.



Wettbewerbsbeitrag Hermann Öttl, Gerstthofen



Wettbewerbsbeitrag Hermann Öttl, Gerstthofen

### *Die Bauausführung (1970–1973)*

Im Herbst 1970 wurde mit den Bauarbeiten begonnen und erst etwa drei Jahre später, am 21. Oktober 1973, konnte die gesamte Anlage geweiht werden.

Tatsächlich waren 1969 die „fetten Jahre“ vorbei, was das Bauprogramm von Heilig Geist spiegelte. Stetig steigende Baustoffpreise und Personalkosten, rückläufige Kirchensteuereinnahmen, aber auch oftmals nur sehr grobe und unrealistische Kostenschätzungen von den Architekten belasteten den bischöflichen Haushalt erheblich. Zuerst im März 1967 und dann von Mitte November 1971 bis Ende September 1972 wurden deshalb alle kirchlichen Neubauvorhaben zeitweilig ausgesetzt, was auch den Baufortgang von Heilig Geist unmittelbar betraf.

Durch die Reduktion des Kirchturms auf einen niedrigen Glockenträger konnte viel Geld eingespart werden. Die auferlegte Beschränkung der architektonischen und konstruktiven Mittel auf das Notwendige forderte gleichzeitig eine ebenso asketische Haltung in

der Materialgebung, was zusammen mit dem Turmverzicht zu einer zunehmend nüchternen oder gar gefühlt profanen Gestalt einer Kirche führte. Dabei galt Beton als adäquates Mittel, um der „Einfachheit der Gesinnung“ baulichen Ausdruck zu verleihen. Denn Beton ist ein einfach herzustellendes Baumaterial, das man damals als besonders rissbeständig und im Gegensatz zum konventionellen Steinbau als nahezu wartungsfrei und damit kostengünstig einschätzte. Man rechnete damals – wie wir heute wissen, fälschlicherweise – mit einer Karbonatisierungstiefe von nur zwei Millimetern in 20 Jahren, weswegen man davon ausging, dass auch in „100 Jahren kein Anstrich erforderlich sein“ würde.



Heilig Geist, Baustelle im August 1972



Zwei ineinandergeschobene, flachgedeckte Kuben bilden das neue Stadtpfarrzentrum, dessen weiße Wand- und Glasflächen sich wirkungsvoll vom umgebenden Grüngürtel absetzen. Der niedrigere Baukörper nimmt Foyer, Sakristei, Gruppenräume und Bibliothek sowie Jugendräume im Untergeschoss auf. Die daran anschließende Überdachung schafft genau diese Empfangssituation, die der Jury so wichtig war. Der höhere mit den großen Fensterfronten und -bändern, die den Blick auf das industrielle Tragwerk der



Flachdecke freigeben, beherbergt den Kirchenraum mit angegliederter Sakramentskapelle, die sich nach außen durch den gekurvten und ansteigenden Mauerverlauf darstellt.

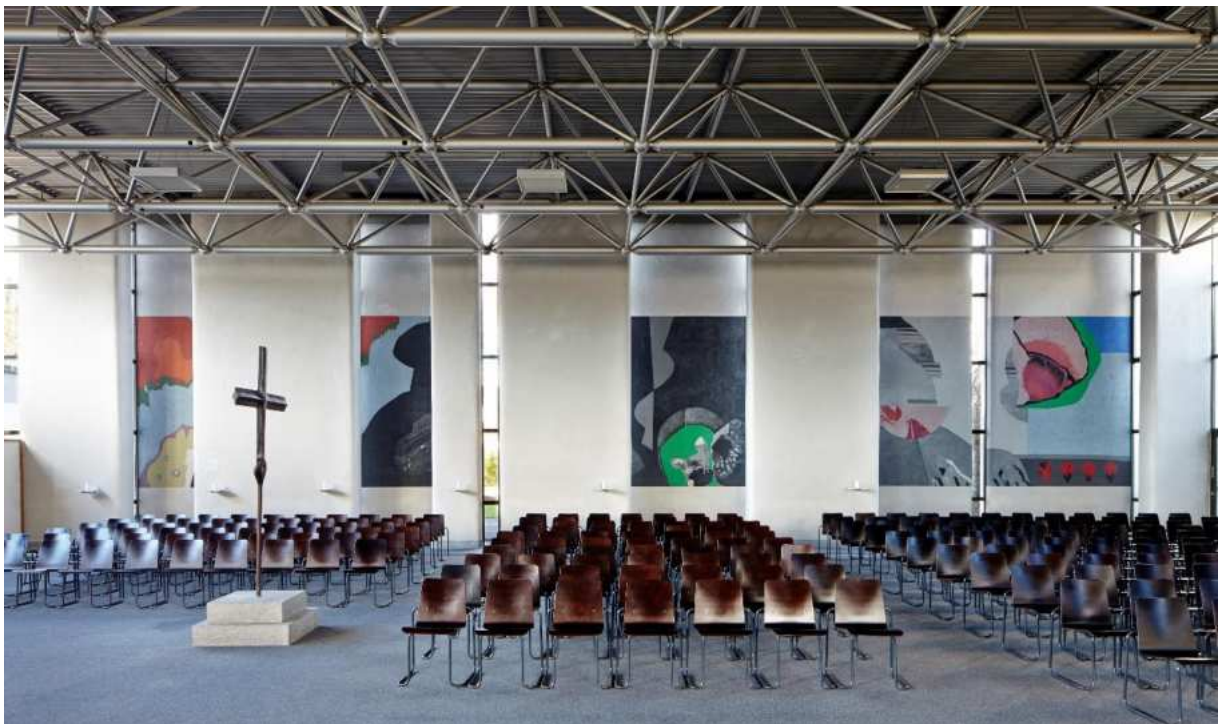


Heilig Geist, Sakramentskapelle von außen



Heilig Geist, Blick in die Sakramentskapelle

Einzig der Kreuzaufsatz darüber sowie der niedrig aus der Hofmauer herauswachsende Glockenträger an der Straßenkreuzung weisen auf die Funktion des Gebäudes hin. Die durch die Geschlossenheit der Rundung intime Sakramentskapelle besitzt einen eigenen Nebeneingang und wird nur von Oberlichtern belichtet. Vor dem Tabernakel ist Kirchengestühl mit Kniebänken aufgestellt, die den stillen Beter zur persönlichen Sammlung und Anbetung einladen. Keine Blickachsen nach draußen lenken vom persönlichen Gebet ab.



Heilig Geist, Gemeindkirche mit vorgefertigter Stahlrohrdecke

Ganz anders stellt sich die Gemeindkirche dar mit ihrer losen, variablen Stahlrohrbestuhlung, den freistehenden und gegeneinander versetzten Stahlbetonfertigteilen und



ihren großen Fensterfronten und -bändern, die die Beziehung zur Außenwelt herstellen. Die Wand hinter der Altarinsel, eine Konstruktion aus Stahlbeton mit Ziegelausfachung, ist zur Vermeidung von Blendwirkung beinahe vollständig geschlossen, endet aber unterhalb der Decke, um sie vom Morgenlicht umfluten zu lassen. Das räumliche Tragwerk der Flachdecke besteht aus einer sichtbaren, industriell vorgefertigten Stahlfachwerk-konstruktion, die es ermöglicht, den weiten Raum ohne weitere Betonstützen zu über-spannen.

Kostengünstige Deckensysteme mit niedrigem Gewicht und kurzer Montagezeit, wie sie bei gewerblichen Hallenbauten oder Sportstätten zum Einsatz kamen, wurden immer häufiger zur Überdeckung von sakralen Räumen verwendet, allerdings auch gerne durch untergehängte Decken kaschiert. Auch im Günzburger Bauprojekt war ursprünglich eine untergehängte Holzdecke vorgesehen, die dann aber mutig der geforderten Kosten-reduktion zum Opfer fiel. Auch das geplante Stirnholzparkett gab man dann für den preisgünstigeren Teppichboden auf, der Behaglichkeit erzeugen sollte.



Christi Auferstehung, Memmingen (1970–1975), Arch. Hans Kammerer und Walter Belz, Stuttgart, Deckensystem aus Leimbindern



Christi Himmelfahrt, Kempten (1966–1971), Arch. Robert Gerum und Karl Rubner, Augsburg, industrielles Deckensystem

### *Sparzwänge, Selbstverständnis und das Konzept der Mehrzweckkirche*

Die nahezu flächendeckende Durchsetzung moderner Materialien, Techniken und Gestaltgebung hatte weder in Günzburg noch anderen Orts ausschließlich ökonomische Gründe, sondern auch eine ganz wesentliche ideelle und theologische Komponente. Die nachkonziliare katholische Kirche verstand sich nicht mehr als Herrschaftsinstitution mit Macht und Stärke, sondern als „Volk Gottes“ und „Dienerin der Menschheit“. Architektonische Herrschaftszeichen als Ausdruck von Hierarchie und Monumentalität – also repräsentative Fassaden, Symmetrie oder Inszenierung prachtvoller Feierlichkeit – wurden als nicht mehr in die Zeit passend abgelehnt. Wie sehr der Kirchturm auch schon früher als Symbol von Macht verstanden wurde, zeigt sich etwa darin, dass die der Armut, Demut und Bescheidenheit verpflichteten Bettelorden ein Verbot von Kirchtürmen für ihre Klöster erlassen hatten. Aber auch städtebauliche Überlegungen führten zum Verzicht auf den Kirchturm, denn die Höhe, früher ein Zeichen für die Bedeutung

der Kirche in einem Gemeinwesen, war zunehmend in Konkurrenz zu Hochbauten für Industrie, Wirtschaft und Wohnen getreten.

Der angestrebten Verdichtung des gesellschaftlichen Lebens innerhalb des Pfarrzentrums folgte der Wunsch, die Räume möglichst flexibel nutzen zu können. Das bedeutet, nicht mehr nur durch die additive Aneinanderreihung der einzelnen Räumlichkeiten wollte man den vielfältigen Nutzungswünschen entsprechen, sondern durch fließende Übergänge und die variable Einzelbestuhlung anstelle von festmontierten Bankreihen. Dadurch konnte das Raumangebot kostensparend dem jeweiligen Bedürfnis angepasst werden. Die Wandelbarkeit auch des Kirchenraums wurde umso bedeutsamer, je spürbarer die angespannte Haushaltslage umfassende Bauprogramme beschnitt. Dieser Gedanke kulminierte in der Mehrzweckkirche, das heißt, in der Konzeption von Gottesdiensträumen, die neben der Liturgie auch außerkultischer Nutzung offenstanden. „Rund um den Altar“ konnten nun verschiedene Veranstaltungen wie Versammlungen, Vorträge, Diskussionen, musikalische oder theatralische Vorführungen stattfinden, ein eigener Pfarrsaal war nach diesem Konzept nicht mehr notwendig.



Zum Auferstandenen Herrn, Leitershofen (1968–1970), Arch. Adolf Zach (Diözesanbauamt), Einzelbestuhlung heute durch Bankblöcke ersetzt



Heilig Kreuz, Neu-Ulm-Pfuhl (1969–1973), Arch. Manfred Wacker, Ulm

Die Idee der Mehrzweckkirche wurde im Bistum Augsburg – anders etwa als im Bistum Würzburg – als adäquate bauliche Antwort auf die Forderungen der Gegenwart bereitwillig aufgegriffen, und Heilig Geist ist ein Beispiel dafür. Der erste Kirchenbau im Bistum, der dem Gedanken der Mehrzweckkirche eine bauliche Form gab, wurde vom Diözesanbauamt selbst entwickelt, ohne das Prozedere eines Wettbewerbs: Zum Auferstandenen Herrn in Leitershofen (1968–1970) entstand gegen den Widerstand der Traditionalisten am Ort, die einen richtigen Kirchturm wollten, eine repräsentative Fassade und richtige Bänke mit Kniebrettern. Nach dem Pilotprojekt entstanden in rascher Folge auch in Kempten, Lauben, Pfuhl und Augsburg diese neuartigen Gemeindezentren mit angestrebter Mehrfachnutzung des Kirchenraums.

Mit den betont profanen und klarlinigen Architekturen wollte man die Verankerung der modernen Kirche in der Welt sichtbarmachen, mitunter zeichnerhaft unterstützt durch große, transparente Glasfronten. Form und Auswahl der Materialien sollten einen

wohnlichen Charakter ausstrahlen und dadurch Schwellenängste abbauen. Kirchenarchitektur wollte „Hilfe zur Begegnung zwischen Gott und Mensch“ sein. Dabei war der Mehrzweckraum aber niemals ein Allzweckraum, wie Kritiker laut tönnten. Auch für seine Fürsprecher gab es Funktionen, die von vorn herein ausgeschlossen waren, und die Eucharistie blieb für sie der Höhepunkt und die zentrale Wirklichkeit von Liturgie und Raum.



St. Simpert, Augsburg (1969–1974),  
Arch. Gerhard Knopp und Adolf Kreuzer,  
München/Augsburg



St. Ulrich, Lauben (1968–1972),  
Arch. Margot und Max Lorenz, Ottobeuren

### *Die Bedeutung der bildenden Kunst*

Bei aller Nüchternheit und Zweckmäßigkeit spielt die künstlerische Gestaltung des Kirchenraums in Heilig Geist eine weitaus größere Rolle als bei anderen zeitgenössischen Kirchen. Auch wenn der reich geschmückte Festraum in den modernen Kirchen der Schlichtheit und Einfachheit wich, so war der leere, nur durch die Anwesenheit Gottes erfüllte Raum im Sinne von Rudolf Schwarz innerhalb des Augsburger Bistums niemals der tatsächlich gewünschte Endzustand eines Kirchenneubaus.

Zwar ist nicht jede Architektur gleichermaßen geeignet für Ausstattungskunst, doch waren es zumeist ökonomische Zwänge, die zur spartanischen Ausstattung der fertiggestellten Kirchenräume führten. Selbst in der extrem nüchternen Gemeindekirche Christi Himmelfahrt in Kempten hätte nach ursprünglicher Vorstellung die Rückwand hinter der Altarzone künstlerischen Schmuck erhalten sollen; realisiert werden konnte dort jedoch nur ein graphisches Linienornament. Die Bistumsleitung erkannte nach wie vor das Verlangen der Gläubigen nach Bildern und Zeichen an und forderte sogar, dass „mit besonderer Aufmerksamkeit (...) der Hauptraum für die verschiedenen Formen der Volksfrömmigkeit ausgestattet werden“ sollte, etwa für den Rosenkranz, den Kreuzweg oder die ewige Anbetung, und dass besondere Devotionsorte auch Zonen mit Kniebänken erhalten müssten – wie eben in den Sakramentskapellen durchgehend geschehen.





Heilig Geist, Blick zu Altarwand

Wandmalereien von Franz Nagel, Tegernsee, Liturgische Ausstattung von Reinhold Gröbl, Ebenhausen

Jedoch auch eine vorläufige Leere erfordert eine künstlerische Durchbildung, die nur eine enge Zusammenarbeit von Künstler und Architekt gewährleisten kann und auf diese Weise von eher kunstgewerblicher Dekorationskunst zu hochwertiger Kirchenkunst wird. Dabei überließ das Diözesanbauamt in der Regel den Architekten die letzte Entscheidung über die Auswahl der Künstler, um Harmonie und Qualität zu sichern. Hermann Öttl war mit dem Bildhauer Reinhold Gröbl (1928–1994) eng vernetzt und sogar freundschaftlich verbunden, mit dem auch Robert Gerum und Alexander von Branca gerne zusammenarbeiteten. In Günzburg lag in Gröbls Händen die Gestaltung der Altarinsel mit den verschiebbaren Podesten um den fest verankerten Altar, der Sakramentskapelle und des Tauforts. In nobler Zurückhaltung formte er die unterschiedlichen Funktionsbereiche in wertigen Materialien – nämlich in Carraramarmor, Messing und Bronze. Gröbl war im Sinne des Gesamtkonzepts auch für die Bestuhlung verantwortlich und darüber hinaus für die farbliche Abstimmung des Kindergartens.

Mehr als in anderen damaligen Kirchen trägt in Heilig Geist die künstlerische Wandgestaltung zur Wirkung des Raumes bei. Es gelang der Pfarrei, den gebürtigen Günzburger Prof. Franz Nagel (1907–1976) für die Ausmalung zu gewinnen, die nach dem Bestreben des Künstlers „den Sinn einer Pfarrkirche, nämlich Kultraum zu sein, deutlich“ machen soll. Dabei beschritt er bei der Darstellung des Kirchenpatroziniums, des Wirkens des Heiligen Geistes, den Weg in die absolute Abstraktion. In der Sakramentskapelle hingegen, dem Ort der Anbetung und persönlichen Andacht, behielt er mit der stilisierten Figürlichkeit die Ablesbarkeit des vertrauten Abendmahlsthemas bei.

(Zu Konzept, Entstehung und Ausführung der Malereien siehe den Beitrag von Frau Dr. Marianne Reuter).

Gesamtanlage wie Kirchenraum konnten bis heute ihren Charakter bewahren. Die Kirche erhielt 1974 ihre Glocken und 1977 eine Orgel. Die Ausstattung erfuhr nur wenige Veränderungen, die dem Bildbedürfnis der Gemeinde entgegenkommen: 1975 wurde der nach historischen Vorlagen geschnitzte Kruzifix von den Außenanlagen ins Innere verbracht, 1991 das Astkreuz vor der Altarwand aufgestellt und 1992 kam eine gotische Madonna aus dem Kunsthandel hinzu.

Nicht alle Kirchen halten dem ständigen Veränderungsdruck stand – das war schon immer so und wird auch so bleiben. Gewandelte liturgische Vorstellungen, Baugewandlungen, Stilmoden oder schlichtweg subjektiv-ästhetische Vorlieben gaben und geben immer wieder Anlass zu starken Eingriffen. Die Mehrzweckkirche hatte ohnehin keine lange Blütezeit. Sie markiert zugleich den Höhe- und Endpunkt einer Entwicklung und war bald zu einem regelrechten Kampfbegriff geworden, der weniger Multifunktionalität als ungeliebte Moderne bezeichnete.



St. Ulrich, Dillingen (1988–1993),  
Arch. Siegfried Seidel, Köln (Entwurf), Alfred  
Schwendtner und Heinz-Peter Scherz, Augsburg  
(Ausführung)



Maria unterm Kreuz, Königsbrunn (1987–1994),  
Arch. Oswald Schmid und Ulrich Zahn, Augsburg  
(Entwurf), Hugo Fischer und Harald Lachenmayer,  
Königsbrunn/Augsburg (Ausführung)

Die Angst vor der Entsakralisierung der Gottesdiensträume ging um. Einer der Wortführer der neuen Sakralität war Joseph Ratzinger, damals noch Professor der katholischen Theologie in Regensburg. Schon ab 1970 machte sich deshalb auch im Bistum Augsburg wieder eine Akzentverschiebung von der Kirche als Haus der Gemeinde zur Kirche als Haus Gottes bemerkbar, deren Inneres zum Heiligen hinführen und die Anbetung Gottes wieder betonen soll. Bei manchen, durch die Baustopps verzögerten Projekten ist der Umschwung noch im Planungsverlauf festzustellen, andere, bereits fertiggestellte Projekte wurden umgerüstet. Die Einzelbestuhlung wich in festen Blöcken montierten Bankreihen, Kniebretter wurden wieder Pflicht, Teppichböden aus dem Kirchenraum verbannt, der Tabernakel kam wieder in den Hauptraum und dabei oft in die Mittelachse, Sakramentskapellen wurden zu reinen Andachtsräumen oder ganz



verzichtbar, und man setzte wieder auf dezidiert historische Würdeformeln und bewährte Baulösungen.



Heilig Geist, Blick zur Altarinsel und zum Eingangsbereich (1974)

Deshalb ein Appell zum Schluss: Auch wenn Kirche und Pfarrzentrum von Heilig Geist kein unter behördlichem Schutz stehendes Baudenkmal sind – bewahren Sie bitte den nahezu unverfälscht erhaltenen Kirchenbau im Äußeren wie im Inneren!

Denn neben all den baukünstlerischen, liturgischen und technischen Innovationen ist auch die Authentizität von Heilig Geist ein Wert an sich, die Sie weiterhin schätzen und schützen sollten!

## Literatur

Sabine Klotz (Hg.): Zeichen des Aufbruchs. Kirchenbau und Liturgiereform im Bistum Augsburg seit 1960. Lindenberg i. Allgäu 2018. Mit Beiträgen zu Liturgie, Kunst, Architektur, Denkmalpflege und einem Katalog ausgewählter Bauten, S. 210–213 zu Heilig Geist in Günzburg mit Archivalien- und Literaturverzeichnis

Pfarrgemeinderat der kath. Kirchenstiftung Heilig Geist (Hg.): Festschrift 50 Jahre Heilig Geist. Günzburg 2023

## Abbildungen

Siegfried Wameser, München: S. 1, 7 rechts, 9 rechts, 13, 14, 15, 16 rechts, 17, 18  
Bischöfliches Ordinariat Augsburg, KBK: alle anderen

*Die Bildrechte (Urheber- und Verwertungsrechte) liegen bei den Urhebern!*



BISTUM AUGSBURG  
BISCHÖFLICHE FINANZKAMMER

---

Veröffentlicht durch:  
HAUPTABTEILUNG VII  
Stabstelle Kirchliches Bauwesen und Kunst  
Dr. Sabine Klotz  
02/2024